

Nr. 111 Bydgoszcz, 16. Mai Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Juranitsch sah ihn amüsiert an. „Sie sind ja gut! Was dachten Sie überhaupt, als Sie Golowin plötzlich so auf der Straße trafen? Dachten Sie, daß er nur aus Sehnsucht nach Ihren schönen Augen zurückgekommen war?"

„Ich dachte gar nichts", sagte Duffek finster, „ich wollte nur mein Geld wiederhaben."

„Aha", erwiderte Juranitsch befriedigt, „erzählen Sie uns doch ein bißchen über diese ominösen zehntausend Dinare. Daß Golowin Sie angepumpt hat, ist natürlich Unsinn."

Duffek wand sich.

„Angepumpt gerade nicht. Ich gab ihm das Geld eigentlich für die Bank. Er sollte es anlegen für mich."

„Also dann stehen Sie wohl in der Gläubigerliste?"

Eben nicht. Golowin hat das Geld für sich behalten und inzwischen ging die Bank krachen. Als ich ihn gestern traf, verlangte ich mein Geld zurück. Er sagte, daß ihn die Schulden der Bank nichts angingen."

„Hören Sie", sagte Juranitsch, „Sie sind der geborene Märchenerzähler. Golowin hat Ihnen niemals gesagt, daß ihn die Schulden der Bank nichts angingen."

„Hat er wahrhaftig gesagt, Euer Gnaden! Ich sagte ihm noch, daß dieses Geld doch mit der Bank nichts zu tun hätte. Er aber erwiderte, er könne mit mir keine Ausnahme machen. Sonst müßte er auch allen anderen Leuten ihr Geld zurückgeben. Das ist die reine Wahrheit, Euer Gnaden. Ich kann es beschwören!"

Seine Gnaden nickte nachdenklich. Zufällig — zufällig! — wußte er, daß Herr Dr. Cannenburgh so etwas niemals gesagt haben konnte. Und es stimmte ihn wehmütig, zu hören, wie dieser Bursche lügen konnte, daß man fast nichts merkte!

„Ich fürchte", sagte Juranitsch nicht ohne Bekümmerung, „daß es recht schlimm um Sie bestellt ist." Er schwieg und sah bedrückt vor sich hin.

Duffek runzelte die Stirn. Bah, er ließ sich keine Angst einjagen! Diese Manöver kannte er nur zu genau.

„Es ist wirklich die reine Wahrheit", sagte er mit einem grenzenlos ehrlichen Gesicht. „Warum sollte ich auch lügen?"

Eben das war es, worüber auch Herr Juranitsch nachdachte. Warum eigentlich log dieser Mensch? Zwischen ihm und Golowin mußte es ganz andere Dinge geben, als diese läppischen zehntausend Dinare! Wiederum vertiefte er sich in den — leider viel zu kurzen — Bericht Cannenburghs, den dieser noch schnell vor seiner Abreise aufgesetzt hatte.

„Er hat mich zweimal angesprochen", schrieb Cannenburgh, „und forderte Geld von mir. Ich sagte ihm, ich sei nicht Golowin und er möchte mich in Ruhe lassen. Er machte wiederholt wirre Anspielungen auf den Bankier Donnay, den Golowin erschossen haben soll. Er redete auch davon, mich — also Golowin — vor dem Galgen gerettet zu haben und nun hops (wörtlich) gehen zu lassen. Sein Gehaben verrät den Geisteskranken!"

Juranitsch lächelte innerlich über Cannenburghs Naivität. Dieser durchtriebene, gewitzte Bursche ein Geisteskranker? Aber mein Bester! Hier ging es um ganz andere Dinge. Juranitsch legte den Zettel auf den Tisch und bedeckte ihn mit einem Aktendeckel.

„Ich hätte Sie für intelligenter gehalten", sagte er. „Merken Sie denn nicht, daß Golowin Sie hereingelegt hat? Ganz einfach hereingelegt hat?"

Duffek äugte lauernd und voller Argwohn. „Natürlich", sagte er gespielt einfältig, „er hat mich um mein Geld betrogen."

„Hören Sie doch mit dem Unsinn auf", sagte Juranitsch. „Sie haben sich eingebildet, Sie können ihn jederzeit an den Galgen bringen! Aber hüten Sie sich, für diesen Burschen Ihre Haut zu Markte zu tragen. Er wird Sie immer wieder hereinlegen. Er kann ja mit Ihnen machen, was er will. Er hat Sie in der Hand."

„Er — mich?" rief Duffek hitzig. Aber sogleich fühlte er einen eisigen Schreck. Um ein Haar hätte er sich verraten! Er rollte sich ein wie ein Igel, stachlig und unnahbar.

„Ich will Ihnen", sagte Juranitsch in einem Ton, als hätte er nichts gemerkt, „genau sagen, was Golowin Ihnen geantwortet hat. Er hat weder von der Bank geredet noch vom Geldzurückgeben. Das haben Sie sich ausgedacht. In Wirklichkeit sagte er, Sie mögen sich zum Teufel scheren, und er sei gar nicht Golowin."

Duffek schwieg entsetzt.

„Ja", fuhr Juranitsch fort, „das hat er gesagt. Und noch viel mehr. Zum Beispiel, als Sie drohten, ihn hops gehen zu lassen, sagte er, daß Donnay sich selbst erschossen habe und Sie ihm gar nichts anhaben können. Stimmt's?"

Duffek war fassungslos. Mit kreideweißem Gesicht, in dem die kleinen tückischen Augen fieberten, stand er vor Juranitschs Schreibtisch, trat von einem Fuß auf den andern und versuchte gehetzt, dies alles zu begreifen.

Juranitsch lachte. „Ja, da staunen Sie. Gegen einen Golowin kommen Leute Ihres Schlages nicht auf. Nicht soviel" — Juranitsch schnipste mit Daumen und Zeigefinger — „nicht soviel Angst hat er vor Ihnen! Er weiß genau, daß Sie ihn nicht hops gehen lassen können. Er packt jetzt fröhlich seine Koffer, fährt mit seiner schönen Braut und einer gespickten Brieftasche in die weite Welt hinaus und Sie, Sie armer Narr, wandern auf hübsche paar Jährchen ins Zuchthaus."

Duffek zitterte und biß die Zähne aufeinander. Ein sausendes Schwindelgefühl erfaßte ihn, und er begann langsam zu wanken. Juranitsch sah zum Fenster und sagte

nachdenklich: „Tja und dabei hat Ihre Kugel ihm nicht einmal ein Härchen gekrümmt. Er ist so frisch und munter wie ein Fisch im Wasser. Und Sie stehen nun da wie ein armer Sünder und müssen alles ausbaden. So ist das Leben."

Jeden Augenblick mußte Duffek jetzt umfallen, er schwankte wie ein Betrunkener, seine Augen traten aus den Höhlen, aber noch hielt er sich, preßte die Lippen aufeinander mit den letzten Kräften.

Juranitsch schien davon keine Notiz zu nehmen. „Sie dürfen sich keine Illusionen darüber machen", sagte er im Tone des Bedauerns, „was Sie zu erwarten haben. Bei Ihren Vorstrafen ist versuchter Mord eine ernste Sache. Ich sehe keine Spur eines Milderungsgrundes für Sie. Sie haben wegen lächerlicher zehntausend Dinare einen Mordanschlag auf einen durchaus ehrbaren und unbescholtenen Mann verübt. Geben Sie sich keinen Täuschungen hin. Golowin i s t ein ehrbarer und unbescholtener Mann. Niemand kann gegen ihn etwas vorbringen."

Und jetzt begann Duffek zu heulen. „Ich!" heulte er, „ich kann gegen ihn etwas vorbringen, ich allein!"

Auf einen Wink von Juranitsch schob Kommissar Stojan einen Stuhl hinter Duffek. Er ließ sich schwer fallen.

„Hier", sagte Juranitsch und reichte ihm eine Zigarette. „Seien Sie vernünftig und schonen Sie Golowin nicht länger. Er verdient es nicht, und Sie erleichtern sich Ihr Schicksal."

Duffek atmete schwer und keuchend. Dann sagte er schleppend: „Ich will es zu Protokoll geben."

*

Noch lange, nachdem Duffek abgeführt worden war, saß Juranitsch an seinem Schreibtisch und blätterte mit nervösen Fingern in den Akten. Duffeks Geständnis hatte zwar wie eine Bombe eingeschlagen, aber es hatte die letzte Lösung des Rätsels nicht zu bringen vermocht. Diese mußte Juranitsch erst aus den Akten hervorzaubern, und Schritt um Schritt gelang es ihm, die Spuren von Golowins wahrhaft teuflischer Regie zu verfolgen.

Duffek hatte ausgesagt, daß Golowin ihn für eine Summe von zehntausend Dinaren gedungen hatte, mit einer Schreckschußpistole durch das geöffnete Fenster in Donnays Zimmer hineinzuschießen. Dies war der Kern, und als Duffek es zu Protokoll gab, wurden Herrn Juranitschs Augen rund wie Kaffeetassen. Es erschien ihm zunächst als vollendeter Blödsinn.

Dann aber kam folgendes hinzu: Golowin hatte seine Uhr mit der Duffeks auf die Minute gleichgerichtet. Duffek mußte über den Zaun kriechen, sich an Donnays Villa heranschleichen, den Arm in das dem Garten zugelegene Fenster stecken und pünktlich um 21 Uhr einen Schreckschuß in das Zimmer hinein abgeben. Daraufhin hatte er unverzüglich und mit größter Eile zu verschwinden. Dabei konnte Duffek natürlich nicht wissen, ob es sich um einen Scherz oder was immer handelte, und er fand den Auftrag ebenso unverfänglich wie das Honorar angemessen. Erst am nächsten Tage, als er vernahm, daß um 21 Uhr in genau dem Zimmer, in das hinein er seinen Schreckschuß hatte abfeuern müssen, der Bankier Donnay ermordet worden war, erst dann wurde ihm klar, daß er sich in eine Sache verwickelt hatte, die ihm gefährlich werden konnte. Jederzeit konnte ihn Golowin der Mitschuld bezichtigen, und darum hatte er geschwiegen, drei Jahre lang.

Damit freilich vermochte Juranitsch noch nicht allzuviel anzufangen. Soviel war klar: als Duffek schoß, war Donnay bereits tot. Denn auf Duffeks Schuß hin waren Madeleine und Golowin aufgesprungen und ins Nebenzimmer geeilt, wo sie Donnay fanden. Also mußte Golowin ihn schon vorher getötet haben. Wie aber hatte er es zuwege gebracht, Madeleine zu täuschen? Madeleine hatte im Nebenzimmer diesen Schuß gehört, und da Golowin in diesem Augenblick neben ihr saß, konnte nicht er ihn abgefeuert haben. Sein Alibi war einwandfrei. Dennoch aber hatte er Donnay erschossen. Und zwar mußte er ihm die Pistole bei haargenauer Berechnung des Schußkanals eng gegen die Schläfe gedrückt haben, denn die Gutachten der Sachverständigen bejahten übereinstimmend den Selbstmord. Und dann studierte Juranitsch Wort für Wort und mit größter Sorgfalt Madeleines Aussage.

„Wir saßen vor dem Kamin", so hatte sie am Tage nach dem Unglück zu Protokoll gegeben, „und unterhielten uns. Donnay war sehr niedergeschlagen und trank viel. Golowin und ich saßen auf der Couch nebeneinander. Donnay versuchte, wie jeden Abend, Börsennachrichten aus Amerika im Radio einzufangen, aber es waren starke Störungen und er konnte nicht viel verstehen. Er und Golowin hofften, daß gewisse Papiere, die sie besaßen, vielleicht noch gerettet werden konnten. Aber Donnay verlor gleich wieder den Mut und sagte, es sei alles sowieso rettungslos dahin. Dann ging er in den Keller, um eine neue Flasche Kognak zu holen, denn unglücklicherweise hatte Golowin den Kognak verschüttet. Ich mochte keinen Alkohol und Golowin brachte Zitronen und Sodawasser aus der Küche und wir tranken Limonade. Ich stand dann auf, wie ich mich genau besinne, und schaltete den Radio-Apparat aus, der sinnlos lärmte, und so saßen wir etwa eine halbe Stunde und sprachen über rein persönliche Dinge. Es war uns gar nicht aufgefallen, daß Donnay nicht zurückkehrte, denn wir hatten, wie gesagt, eigene Angelegenheiten zu besprechen. Etwa um neun Uhr fiel plötzlich im Nebenzimmer ein Schuß und . . ." Weiter las Juranitsch nicht. In diesen zwölf Zeilen des Protokolls lag die Lösung. So unverfänglich es bis zum heutigen Tage erschienen war, so bedeutsam wurde jedes Wort heute, nach Duffeks Geständnis. Drei Punkte waren es, die Golowins Schicksal besiegelten. Erstens hatte das Radio gelärmt und geknattert. Zweitens hatte Golowin die Kognakflasche umgeworfen, um Donnay in den Keller zu bekommen. Drittens hatte Golowin das Zimmer verlassen, obwohl — ein paar Zeilen später — Madeleine es bestritt und sagte, daß er die g a n z e Zeit neben ihr gesessen habe. Es war ihr offenbar völlig belanglos erschienen, daß er Zitronen und Sodawasser aus der Küche geholt hatte. In diesen wenigen Minuten nun war Golowin in den Keller geeilt, hatte Donnay, der völlig ahnungslos und überrumpelt gewesen sein mußte, die Pistole an die Schläfe gedrückt, hatte ihm das Geld abgenommen und den leblosen Körper in das Gartenzimmer getragen, wo er ihn einfach auf den Boden fallen ließ und sogleich in die Küche eilte. Wie ungeheuer umsichtig er dabei zu Werke ging! Madeleine sagte nämlich aus: „. . . Golowin meinte, daß Donnay vielleicht noch zu retten sei. Wir, das heißt Golowin, hob ihn auf das Sofa und lief in das Badezimmer, um Handtücher zu holen. Golowin verband ihn, während ich um den Arzt telephonierte . . ." Damit also hatte sich Golowin der gefährlichen Aufgabe entzogen, Donnay die typische Körperhaltung eines Selbstmörders zu geben. Er legte ihn nämlich sofort auf das Sofa. Fingerabdrücke, wo immer, waren legalisiert! Den Schuß im Keller konnte Madeleine nicht gehört haben! Das Alibi war lückenlos.

Und nun wieder Duffek: „Ich habe die zehntausend Dinare niemals erhalten. Es war unmöglich, in den nächsten Tagen an Golowin heranzukommen, denn er hatte große Angst vor all den Leuten, die Geld in der Bank verloren hatten, und ließ niemanden in seine Wohnung. Ich schrieb ihm einigemal, aber er gab mir nicht einmal Antwort. Und dann war er plötzlich verschwunden."

Juranitsch stand auf und blickte mit leuchtenden Augen auf die alte Holztafel an der Wand, auf der in verschnörkelter Schrift zu lesen war: „Gottes Mühlen mahlen langsam . . ."

„Sie", rief er pathetisch und ließ die Hand schwer auf die Schulter des Kommissars Stojan fallen, „Sie sind Zeuge eines Falles geworden, von dem noch nach hundert Jahren die Annalen der Kriminalgeschichte mit Stolz berichten werden, als von einer Spitzenleistung menschlichen Intellekts! Nur ein wahrer Kriminalist von altem Schrot und Korn bringt so etwas zuwege! Lernen Sie daraus und versuchen Sie, in meine Fußstapfen zu treten!"

Juranitsch glänzte wie ein Juwel. Er bespielte seinen Apparat mit der fanatischen Leidenschaft eines Virtuosen. Golowin, sein Golowin, zappelte in der Schlinge! Er zählte die Stunden bis zum Eintreffen des großen Schurken! Stojan mußte unverweilt nach Venedig fliegen, um ihn abzuholen. Schon entwarf er in großen Zügen die plan=

volle Architektur der Irrgänge und Winkelzüge, in die er Golowin mit nadelfeinen Fragen hineinlocken würde. Das war, weiß Gott, kein jämmerlicher Wurm wie Duffek! Aber auch ihn würde er zu Boden ringen! Immer hatte er es geahnt, dies würde die Krönung seines Lebens sein!

— — — — —

Und dann fand mit einem Schlage der beglückende Rausch ein jähes Ende. Golowin war tot.

Juranitsch saß und saß, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte vor sich hin auf den Schreibtisch. Die stolzen Spitzen seines Schnurrbarts hingen traurig herab, seine Wangen waren gelb und verfallen. Golowin war tot und niemand auf der weiten Welt weinte um ihn, ausgenommen ein weißhaariger Kriminalist von altem Schrot und Korn. Wie wunderschön wäre es gewesen, einen Mann wie Golowin mit strahlendem Triumph der Staatsanwaltschaft zu überreichen! Aber eine höhere Instanz hatte eingegriffen, höchst unvorschriftsmäßig zwar, aber auch ebenso unwiderruflich. Gegen diese Instanz gab es keine Berufung.

Als Cannenburgh anrief, berichtete Juranitsch mit bekümmerter Stimme den Hergang der Ereignisse.

Wie gesagt, er hatte keine Freude mehr daran.

(Schluß folgt.)

Die Rettung der Stadt.

Eine hanseatische Legende von **Karl Lerbs**.

Vor grauer Zeit sei es — so vermeldet auf vergilbtem Pergament ein Chronist — geschehen, daß zwischen den Bürgern der Freien Stadt Bremen und einem Grafen von Oldenburg eine Fehde entbrannt, dieweilen der Oldenburger nach dem ledig gewordenen, einkömmlichen bremischen Bischofssitz die Hände ausgestreckt und die Bürger ihm in stolzem Trotz den Weg dahin nicht freigeben wollten. Es sei dann am Ufer der Lesum, die in die Weser mündet, zwischen den Mannen des Oldenburgers und dem bremischen Reisigenvolk ein heftig Treffen gewesen, in welchem der bremische Hauptmann völlig unterlegen: Also daß er, von der Nacht gnädiglich versteckt, ein blutend und ermüdet Häuflein in die Mauern der Stadt gerettet, indessen der Oldenburger siegestrunken mit seinen Knechten und allem Troß ihnen folgte und sich mit vielen Eiden vermaß, in wenig Tagen mit der Gewalt seines Ansturms den Trotz der Feste zu brechen und auf ihren Trümmern seine Macht aufzurichten.

Die Bürger aber, aus ihrer hochfahrenden Sicherheit furchtbar aufgeschreckt, griffen nun zu Schwert und Spieß, um gepanzert und geschient auf die Wälle zu steigen, mit aller Kraft die von den Vätern ererbte Freiheit zu schirmen und dem fremden Kriegsvolk, das unter den Mauern der Stadt ein wüstes Lagerleben mit Weibern, Wein und Würfeln begonnen, den Weg zu der kostbaren Beute grimmig sauer zu machen: Also daß der Oldenburger viele Wochen lang vergebens seine Scharen gegen die Festung getrieben, und gar mancher, der die Zinnen erstiegen, seinen letzten Sturz getan oder vom Wasser des Stadtgrabens seinen letzten Schluck getrunken; auch die Bürger oftmals zornige Ausfälle vor die Tore gemacht und den Belagerern viel Schaden an Leben und Kriegsgerät zugefügt.

Mählich aber, da dieses zwei Monate gewährt, sind denen in der Stadt die Lebensmittel knapp worden, alles Vieh ist in die hungrigen Mägen gewandert, das Korn ist zur Neige gegangen, und Krankheiten haben ihr schrecklich Würgewerk begonnen, also daß viel Volkes elend gestorben und die Totengräber von früh bis spät traurige Arbeit gehabt. Auch hat man nächtens furchtbare Feuerzeichen am Himmel beobachtet, so niemand konnte deuten. Über alledem ist ein Tag kommen, da der Rat eingesehen, daß die Bürger mit ihren Kräften am Ende seien.

Es hat der Hauptmann unter den Männern gewählt, welche noch rüstig und zur Opferung ihres Lebens bereit waren, ist mit ihnen zum Bischofstor gezogen und hat einen plötzlichen Ausfall getan, worauf sie sich draußen in den Gärten festgesetzt und den Belagerern ein zäh und blutig Treffen geliefert. Zuletzt aber haben die Bremer, die alle den edelsten Geschlechtern der Stadt angehört, Schritt um Schritt dem übermächtigen Andrang müssen weichen, und die letzten von ihnen haben kaum noch das Tor erreicht. Das Volk aber ist mit großem Wehklagen in die Häuser gegangen und hat Türen und Läden geschlossen, um weinend und betend seines Schicksals zu harren: also daß Straßen, Plätze, Tore und Mauern verödet gewesen, wie von des Todes Hand berührt.

Da man solches dem Oldenburger gemeldet, hat er's zuerst nicht wollen glauben; hat sich aber mit eigenen Augen überführt, daß die Mauern der Stadt leer und die Tore unbeschützt waren. Da hat er ein großes Gepränge gerüstet, um seines Sieges Lohn zu ernten; er hat ein weißes Roß bestiegen, das ganz mit Gold und Edelsteinen gezäumt war, und ist in goldener Rüstung mit seinen Hauptleuten durchs Tor geritten, nachdem ihm seine Späher versichert, daß keine Arglist in der Stadt mehr konnte Fallen stellen. Es war hinter ihm Musik und ein buntes Flatterspiel von Fähnlein.

Da der Zug nun aber in die Straßen kommen, da ist vor dem schrecklichen Schweigen der toten Stadt das Lärmen mählich betroffen verstummt; also daß von den Mauern der verriegelten Häuser der Hufschlag der Pferde und der Schritt der Krieger seltsam dumpfen Widerhall gaben. Und es hat die Männer ein wunderlich Grauen angerührt. Über den Grafen, der zuerst hoch und stolz auf seinem prächtigen Tier gesessen, ist ein Verstummen kommen, und die Hauptleute haben sich schweigend in erblassende Gesichter geblickt.

Da ist es geschehen, daß die Glocken auf den Türmen alle mit einem Male zu läuten begonnen, ohne daß eines Menschen Hand die Stänge gezogen: Und der vielstimmige Ton schwoll und wuchs zu donnerndem Gedröhn über der Stadt des Todes, desgleichen noch niemand je gehört. Es ist aus kaum zugeschütteten Gräbern, aus finsteren Fensterhöhlen, vom Blute geröteten Steinen und verpesteten Brunnen das Entsetzen gekrochen kommen und hat die Herzen der siegreichen Krieger gepackt. Es ist die Furcht über die Dächer dahergefahren und hat den Frohlockenden wie den untereinander Redenden den Ton in die Kehle zurückgeschlagen.

Da hat der Oldenburger mühsam mit zitternder Hand sein bäumend Roß gezügelt und um sich geblickt. Und er hat mit Augen gesehen, was seine Ohren im Donnerton der Glocken vernahmen: daß nicht er der Sieger gewesen, sondern der Tod, die Krankheit und der Mangel; daß sein Schaugepränge lästerlich war im Angesicht einer erhabenen Macht, vor der die Schwerter stumpf werden und die Spieße zersplittert sinken. Scheu hat ihn ergriffen vor der Unberührtheit der Stadt und ein Ahnen, daß er trotz seines Sieges seine Kraft vergebens an der ihren gemessen. Unter dem Kriegervolk aber hub ein Raunen an, und die Nächststehenden sagten es denen, die hinter ihnen waren, bis es das Tor erreichte und den Herankommenden den Fuß am Boden wurzeln ließ: D e r S c h w a r z e T o d i s t i n d e r S t a d t. Da wurden die Mutigsten bleich.

Der Oldenburger aber hat alle Kraft zusammengenommen, daß ihn seine Knechte nicht sollten schwach sehen; und er hat, wiewohl sein Hals trocken gewesen vor Entsetzen, ein höhnisches Lachen angeschlagen und mit lauter Stimme also gerufen: „Diese Stadt hat Gott geschlagen, also daß mir nichts zu tun mehr übrig bleibt. Lasset uns heimziehen und uns des Sieges freuen!" Hat danach sein Roß gewendet und ist entritten, indessen ihm die Seinen eiligst folgten. Und hat sich das ganze Heer hin gegen Norden von dannen bewegt.

Die aber von den Bürgern noch übrig waren, sind zögernd aus den Häusern hervorgekommen und haben mit aufquellender Freude, aber noch ungläubig das Wunder ihrer Rettung angestaunt: indessen sich der Chor der Glocken über den trutzig und ungebrochen ragenden Mauern der Stadt abermals erhoben und dem abziehenden Heere jubelnden Ton nachgesungen. Die Menschen aber haben auf den Straßen gestanden und die Hände zum Himmel erhoben, welchen zu dieser Abendstunde ein heller, silbergrauer Schimmer überflutet, indessen auf den Kupferdächern der Türme ein seltsam Glänzen gewesen, obwohl die Sonne längst im Westen zur Rüste gegangen war.

Schwarzmasken in der Nacht.

Amerikanische Tierskizze von Woldemar Bosenstein.

Riesenulmen und Ahornbäume stehen schwarz gegen die heraufziehende Dämmerung. Leise gluckst und murmelt der Strom; noch heute befahren ihn große, flachgehende Dampfboote mit Heckrad — wie ein schwimmendes Feuerwerk tauchen sie auf und versinken gleich langsam erlöschenden Sternen.

Von den Ästen der Uferbäume hängen Waldreben und Schlinggewächse tief herab; allerhand buntes Gevögel lärmt durch den Abend. Ganz oben in einem armdicken, weithin über die Flut ragenden Ast gähnt dunkel eine Höhlung. In ihr erscheint ein spitzer Kopf mit aufrechtstehenden, gerundeten Lauschern und jäh sich verjüngender, feiner Schnauze. Aufmerksam windet das Näschen, der kräftige Schnurrbart zuckt. Von den lebhaften braunen Sehern freilich ist nichts zu erblicken, denn wie eine schwarze Maske zieht es sich links und rechts an dem breiten Kopf hin. Nur Schnauze und Nasenrücken sind hell. Sie teilen die Maske gewissermaßen, doch läuft vom Scheitel wieder ein schmaler, schwarzer Strich und verliert sich allmählich im hellerwerdenden Pelz der Nasenspitze.

Langsam hat Schupp sich ganz herausgeschoben. Welch reizender Bursche ist doch dieses fuchsgroße Geschöpf in seinem düsteren und dennoch schönen graubraunen Kleid! Nach Meinung der allerdings unmaßgeblichen Zweibeine hat es sein Äußeres von verschiedenen Tieren entlehnt: sowohl Vorder- als auch Hinterpfoten ähneln denen des Affen, und die Zehen sind beweglich gleich Affenfingern. Der Kopf gemahnt etwas an den eines Fuchses, die mittellange, geringelte Rute wiederum an die einer Wildkatze.

Nun kommen noch mehr Schupps zum Vorschein, eine ganze Familie Schwarzmasken, die hier oben ihr fröhliches Dasein führen. Affenartig turnen sie umher und laufen, oft den Körper nach unten hängen lassend, geschickt an Lianen entlang.

Papa Schupp jedoch ist mehr für Realitäten. Ein grüner Papagei, der nach eigener Ansicht wohlgedeckt in einem Blätterbüschel saß, hat sich leise bewegt. Nun hilft ihm kein Zetergeschrei. Schupp hat ihn sich gelangt. Auf den Hinterbranten sitzend, betrachtet er die Beute mit finsterem und nachdenklichem Gesicht, rollt sie zwischen den handartigen Pfoten, beißt ihr gemächlich den Kopf ab und verzehrt genießerisch sein erstes Frühstück.

Frau Schupp ist inzwischen an langen Pflanzengirlanden hinabgeglitten und macht sich am Wasser zu schaffen. Recht vorsichtig tut sie das, denn hier droht allerhand Fährnis, nicht zuletzt der Kuguar, dieser Feind aller Affen und Kleinbären. Köstlich aber schmecken Fische, die man sich schnell greift. Ein Biß ins Hirn, ein sorgfältiges Waschen (wozu hat man denn seinen Namen) und mit Appetit nimmt sie ihrerseits die erste Mahlzeit zu sich. Zwar tapsen die schon halberwachsenen Sprößlinge immer wieder dazwischen, doch das stört sie weiter nicht. Waschbären sind ruhige, ausgeglichene Leute, Futterneid, zumal den Kindern gegenüber, ist hier nicht Sitte.

Nun hebt Frau Schupp ihr dunkles, mehr breit als hoch erscheinendes Gesicht und blickt über den Strom. Mit gekrümmtem Rücken und gesenktem Kopf, die Rute schleifend, schleicht sie in etwas schiefer Haltung von dannen. In der Nähe weiß sie ein Bienennest, und Honig ist das höchste aller Bärengefühle! plötzlich glättet sich ihr Fell. Mit gespitzten Lauschern richtet sie sich auf und erwischt gerade noch einen unvorsichtigen Laubfrosch. Auch Frösche sind etwas sehr Leckeres.

Derweile hat hoch droben Papa Schupp die Waldreben auf den Grad ihrer Reife untersucht. Da aber die Nacht vorgeschritten ist, der Mond so hell durch die Zweige scheint und das Leben auf den bergigen Waldstraßen erstarb, zieht die ganze Familie einträchtig zu der naheliegenden Farm eines Negers, der hier Fischfang und etwas Gartenwirtschaft betreibt. Der Mais steht im ersten Saft und ist für sie ein Hochgenuß; außerdem pflegt Dorki nicht sehr sorgsam mit der Verwahrung des Hühnerstalles zu sein.

Schupp voran, vier Halbwüchsige dazwischen, die Mutter als letzte. Zwar wacht dort ein Tolpatsch von Köter, schon etwas bejahrt zwar, dafür aber um so erfahrener. Vorsichtig wird der Wind geprüft. Er steht gut; die ekle Hundswitterung schlägt Schupp in den Windfang.

Hurtig also über die Fenz, und „Gack, Gack, Hilfe, Hilfe". „Duck, Duck, Duck, Hilfe", schreien die Hühner. Schupp hat den Hahn erwischt und zieht mit ihm ab; kunstgerecht öffnen seine Sprößlinge die unter großem Protest verlassenen Eier und trinken sie aus.

Der Hund Nelson schlägt einen Mordslärm und fegt um das Haus: Steh auf, Herr, sie sind da! Hörst du es denn nicht? Doch Dorki hatte Besuch von entfernten Verwandten. Es wurde sehr viel Zuckerrohrschnaps getrunken, nun träumt er von seiner afrikanischen Urheimat . . .

Derweile sind die Missetäter auf und davon. Den kleinsten hätte Nelson um ein Haar erwischt, da aber verlor Papa Schupp seine sonstige Gemütlichkeit, wurde noch einmal so dick, erhöhte sich — nun waren auch die Seher da und sprühten grüne Funken. Den Rachen weit aufgerissen, fuhr er mit empörtem Geschrei dem getreuen Beschützer des Hauses entgegen, saß ihm im Nu auf dem Rücken und biß und kratzte derartig, daß der Hund sich heulend wälzte.

Dorki von dem Lärm endlich geweckt, stolperte, mit einer Flinte in der Hand, heraus, und da er nichts fand, bekam Nelson einen furchtbaren Tritt ins Hinterteil.

Langsam und majestätisch rauscht der Strom. Die Wellen glucksen am sumpfigen Ufer. Im Osten fahren raketengleich die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über den Wald. Schupps vergnügen sich wieder oben in ihrer luftigen Burg. Der Alte hat sich bereits zusammengerollt und schläft. Die Mutter aber spielt noch mit ihren Jungen, doch entgeht ihr dabei nicht das Herannahen des Adlers. Gelassen und nicht allzu schnell verschwinden sie alle im schützenden Loch, in das der Adler seine krumme Nase denn doch nicht hineinzustecken wagt.

Er weiß schon warum . . .

Geist und Gestalt.

Von Werner Fuchs-Hartmann.

Weisheit ist mehr als Wissen — sie ist die Schlußfolgerung aus ihm, will sagen: die Gabe, aus Kenntnissen eine Erkenntnis zu ziehen!

*

Wer überzeugen will, muß zweimal denken: einmal für sich — und dann für den anderen!

*

Die Kritik an sich selber — gewissermaßen das gefährliche Alter des Geistes: entweder schönstes Stadium der Reife oder fruchtlose Selbstzermürbung!

*

Die Auslegung eines neuen Gedankens findet oft größere Beachtung als seine Entdeckung — das Echo ist zumeist stärker als der Rufer.

*

Mancher verschwendet an einen Begriff mehr Haß und Liebe als an eine Person!

*

Viele streben zum Licht nicht um einer Sache, sondern um ihrer selbst willen; es ist ihnen weniger darum zu tun, besser sehen zu können, als besser gesehen zu werden, sie suchen Beleuchtung, nicht Erleuchtung!

*

Unausgesprochene Gedanken sind wie ein Gespenst in der Nacht — beide trachten nach Erlösung.

*

Wo die Wege des Wissens nicht hinführen, blüht immer das Wunder!

*

Jede neue Erkenntnis ist der Tod einer alten: wo Licht auf Licht fällt, gibt es Schatten . . .

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.